

Heinrich, die Kamera und die Militärzeit

Ein Versuch, die Kriegs-Bilder eines jugendlichen Dorfbewohners zu verstehen

„Die Anlässe ebenso wie die aufgenommenen Gegenstände, Orte und Personen, ja sogar die Komposition der Bilder scheinen impliziten gebieterischen Regeln zu gehorchen, die die versierten Amateure oder die Ästheten auch als solche wahrnehmen, allerdings nur, um sie als geschmacklos oder als technisch unbeholfen zu denunzieren.“¹

„Na, do woa i zuwenig Soldat, zuwenig Kämpfer.“ Heinrichs Antwort irritiert; er verneint die Frage, ob er nach dem Krieg dem *Österreichischen Kameradschaftsbund* beigetreten sei, mit dem Argument, „zuwenig Soldat“ gewesen zu sein. Was bedeutet diese Äußerung eines heute vierundsiebzigjährigen Dorfbewohners, der fünfeinhalb Jahre seiner Jugend in deutscher Uniform verbracht hat? Wovon besaß er „zuwenig? Wovon – müssen wir umgekehrt fragen – besaß er „zuviel“? Heinrich sagt mit diesen paar Worten mehr, als er im Moment sagen will. Er sagt uns etwa, daß eine damals und/oder heute gültige gesellschaftliche Konvention über das „Soldaten“-Sein existierte. Er teilt uns weiters mit, daß ihm dieses kollektive „Soldaten“-Bild kaum Anknüpfungspunkte zur Identifikation bietet. Heinrich will kein „Soldat“ sein; wer ist er?

Heinrich legt Spuren, die uns einer Antwort näherbringen können. In seinen Aufzeichnungen – seinen Fotos, seinen schriftlichen und mündlichen Erzählungen – hasten die Kriegs-Bilder im Zeitraffer vorbei. Automechanikerlehre in St. Pölten; Einberufung des Zwanzigjährigen im Herbst 1940; im Februar 1941 Aufbruch „in Richtung Osten“; Bilder vom „Balkanfeldzug“: „Die Ortsfrauen in Sonntagstracht“, „Autowaschen und Baden am Fluß Marica“, „Zigeuner am Stadtrand von Plovdiv“, „Moschee in Küstendil“, „Bisenberger Poldl und ich unter Griechi-

1 Pierre Bourdieu u. a., *Eine illegitime Kunst. Die sozialen Gebrauchsweisen der Photographie*, Frankfurt am Main 1983, 18.

scher Sonne“, „Bauer mit Kamel zum Ackern“, „Im Hintergrund das Gebiet des Olymp“; vom Balkan bringt Heinrich zwei Dinge mit: „erstens eine gesunde Farbe von der südlichen Sonne und zweitens einen großen Koffer voll mit Rauchwaren.“; Irene tritt in sein Leben – „hob i nix mehr ghört eigentlich von ihr“; der „Rußlandfeldzug“ beginnt – „na servus, hab ich mir gedacht“; Bilder aus „Rußland“: „Huber Franz und Ich mit I-Wagen“, „Landleben im russischen Dorf“, „Tote russische Soldaten 1941 im Schützenloch“, „Palatschinken machen und Essen“, „Rastpause, Sommer 1941“, „Einige Gräber von gefallenen Kameraden“, „Alter Russe macht sich eine Machorka-Zigarette“; ein gegnerischer Überfall: „Mir fehlten zwei Fotoapparate und 12 volle Filme mit 144 Aufnahmen“; Diphtherie; ZBV – „zur baldigen Vernichtung“; Winter 1942: „30 Grad unter Null“; Verwundung im Februar 1943: „San uns eh nur 17 zruckkemma“; Heinrich zieht Bilanz: „Die Erfahrung machte mich nun klüger“; und wieder Bilder: „Freibad in Friedberg“, „Kurs auf der Panzertruppenschule Wünsdorf-Berlin“, „Wir 1943 in Frankstadt“; die „schöne Zeit“ in der Slowakei: „Manche Mechanikerwerkstätte war nicht so komplett ausgerüstet, wie wir dazumal“; im April 1945 fährt Heinrich „nachhause“: „Die entscherte Pistole war immer griffbereit“; als der Krieg zu Ende geht, ist er für Heinrich schon längst vorbei.²

Das eingangs zitierte Plädoyer Pierre Bourdieus, Bilder (hier im weitesten Sinn verstanden) nicht den eigenen (Vor-)Urteilen zu unterwerfen, sondern ihren „Kodex impliziter oder expliziter Regeln“ ausfindig zu machen,³ kann besonders für den wissenschaftlichen Umgang mit den massenhaften Kriegs- und Nachkriegserfahrungen der „Kriegsgeneration“⁴ während der 1940er Jahre gelten, denn: „Sehen wir uns in der Geschichtsforschung um, finden wir im deutschsprachigen Raum kaum eine Hand voll seriöser Studien zu den Erfahrungen von Soldaten. Fünfzig Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ist ihre Geschichte, so scheint es, noch immer zu heiß für die kühl analytische Geschichtswissenschaft.“⁵ Der wis-

2 Diese Textcollage stammt aus Heinrichs Fotoalbum „Meine Militärzeit 1940–1945“, aus seinen autobiographischen Aufzeichnungen „Erinnerungen und Gedanken zu meiner Dienstzeit bei der Deutschen Wehrmacht“ (im folgenden zitiert als A mit Seitenangabe des Originalmanuskripts) und einem Interview, das ich am 6. 6. 1993 mit Heinrich geführt habe (im folgenden zitiert als I mit Seitenangabe der Transkription). Ich danke Heinrich für seine Kooperationsbereitschaft; er hat mir Einblicke in sein Leben eröffnet, die man üblicherweise nur einem vertrauten Menschen gewährt.

3 Vgl. Bourdieu u.a., Eine illegitime Kunst, wie Anm. 1, 18 f.

4 Vgl. Gabriele Rosenthal, „... Wenn alles in Scherben fällt“. Von Leben und Sinnwelt der Kriegsgeneration. Typen biographischer Wandlungen, Opladen 1987.

5 Reinhard Sieder, Nachwort des Herausgebers, in: Jürgen Harms, Leerjahre. Eine Jugend unter Hitler und Stalin, Wien 1994, 209–211, hier 209.

senschaftliche Umgang mit emotional hochbesetzten Themen wie „Faschismus“, „Krieg“ und „Genozid“ hat sich durch die Adaption der juristischen Konstruktionen des „Opfers“ und des „Täters“ lange Zeit auf ethisch sicherem Terrain bewegt; die meisten Lebensläufe von Frauen und Männern während der NS-Herrschaft entziehen sich jedoch einer solchen Eindeutigkeit. Der poststrukturelle Diskurs, der sich gegenwärtig mit den Etiketten „Alltagsgeschichte“, „Mikrogeschichte“, „Historische Anthropologie“ usw. gegen den „Strukturrealismus“ in der (Sozial-)Geschichte abzeichnet,⁶ erhebt demgegenüber die Re-Konstruktion der „Gemeingelagen“, der Gleichzeitigkeit, Vielschichtigkeit und Widersprüchlichkeit alltäglicher Praktiken, zum Programm. Alf Lütke hat dies folgendermaßen auf den Punkt gebracht: „Opfer und (Mit-)Täter waren nicht selten dieselben Personen.“⁷ Bevor wir uns nun auf die Fährte von Heinrichs Kriegs-Bildern begeben, erscheint eine kurze Reflexion zur Frage nach dem „Wie“ einer solchen Re-Konstruktionsarbeit notwendig.

Theoretische Reflexion: Auf der Suche nach dem Sinn

Die Frage: „Was heißt Sozialgeschichte?“ wurde nach den „drei Modernisierungsschüben des historischen Denkens“ – der Aufklärung, dem Historismus und der Strukturgeschichte⁸ – im deutschsprachigen Raum spätestens seit den 1980er Jahren durch Vertreter/innen einer feministischen, kulturalanthropologischen und postmodernen Kritik neu aufgeworfen;⁹ eine – wenn auch nicht die einzige – Antwort besteht in der Denkfigur der „Doppelkonstitution sozialer Wirklichkeit“¹⁰, die das wechselseitige Verhältnis von Individuen und Gesellschaft neu thematisiert: Die

6 Vgl. Reinhard Sieder, Sozialgeschichte auf dem Weg zu einer historischen Kulturwissenschaft?, in: *Geschichte und Gesellschaft* 20 (1994), 445–468.

7 Alf Lütke, „Formierung der Massen“ oder: Mitmachen und Hinnehmen? „Alltagsgeschichte“ und Faschismusanalyse, in: Heide Gerstenberger, Dorothea Schmidt, Hg., *Normalität oder Normalisierung? Geschichtswerkstätten und Faschismusanalyse*, Münster 1987, 15–34, hier 19; ders., Einleitung: Was ist und wer treibt Alltagsgeschichte?, in: ders., Hg., *Alltagsgeschichte. Zur Rekonstruktion historischer Erfahrungen und Lebensweisen*, Frankfurt am Main u. New York 1989, 9–47.

8 Jörn Rüsen, „Moderne“ und „Postmoderne“ als Gesichtspunkte einer Geschichte der modernen Geschichtswissenschaft, in: Wolfgang Küttler u. a., Hg., *Geschichtsdiskurs*, Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Historiographieggeschichte, Frankfurt am Main 1993, 17–30, hier 21.

9 Vgl. Reinhard Sieder, Was heißt Sozialgeschichte? Brüche und Kontinuitäten in der Aneignung des „Sozialen“, in: *ÖZG* 1 (1990), 25–48, hier 43 ff.

10 Hans Medick, „Missionare im Ruderboot?“ Ethnologische Erkenntnisweisen als Herausforderung an die Sozialgeschichte, in: Lütke, Hg., *Alltagsgeschichte*, wie Anm. 7, 48–84, hier 50.

historischen Subjekte erscheinen – weder objektivistisch verkürzt noch subjektivistisch überhöht – als Akteure, die sich die gegebenen Strukturen durch ihre alltäglichen Praktiken aneignen und dadurch gleichzeitig re-generieren (d. h. reproduzieren oder verändern).¹¹ Die „Hältung“ des Sozialen in „Strukturen“ und „Subjekte“¹² wird dadurch kategorial aufgehoben: Praktiken erscheinen gleichzeitig als Ergebnis und Bedingung von Strukturen; Strukturen erscheinen gleichzeitig als Ergebnis und Bedingung von Praktiken.¹³ Als methodische Konsequenz anerkennen die Vertreter/innen einer solchen Auffassung von Sozialgeschichte ihre doppelte Distanz zu den von ihnen anvisierten Subjekten: Einerseits sind sie auf Grund ihrer zeitlichen und/oder räumlichen Distanz zu den Akteuren auf „Texte“ (hier im weitesten Sinn verstanden) angewiesen, die deren Äußerungen protokollieren; andererseits können sie auf Grund ihrer kulturellen Distanz zu den Lebenswelten der Akteure diesen „Texten“ nicht durch „einführendes Nachvollziehen“, sondern nur durch eine systematische Re-Konstruktion dieser „fremden“ Bedeutungen Sinn abringen.¹⁴

Die hier vorliegenden „Texte“ – Privatfotos¹⁵, autobiographische Aufzeichnungen¹⁶ und lebensgeschichtliche Erzählungen¹⁷ – unterscheiden sich zwar in vielerlei Hinsicht (Entstehungskontext, Materialität, Eigenlogik usw.) voneinander; aber ihr gemeinsames Merkmal besteht darin, „daß Texte wie Bilder spezifisch

11 Vgl. Sieder, Sozialgeschichte, wie Anm. 6, 447 ff.

12 Vgl. Sieder, Was heißt Sozialgeschichte?, wie Anm. 9, 46.

13 Entsprechende theoretische Entwürfe haben Pierre Bourdieu („Habitus als Vermittlung zwischen Struktur und Praxis“) und Anthony Giddens („Dualität von Struktur“) vorgelegt. Vgl. Pierre Bourdieu, Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1976, 139 ff.; Anthony Giddens, Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung, Frankfurt am Main u. New York 1992, 77 ff.

14 Vgl. Sieder, Was heißt Sozialgeschichte?, wie Anm. 9, 46.

15 Vgl. Willy Puchner, Die Anordnung zur Pose. Private Photographie als historische Quelle, in: Photographie und Gesellschaft 1 (1989) H. 3/4, 10–49; Detlev Hoffmann, Private Fotos als Geschichtsquelle, in: Fotogeschichte 2 (1982) H. 6, 49–58; Gerhard Jagschitz, Visual History, in: Das audiovisuelle Archiv (1991) H. 29/30, 23–51.

16 Vgl. Bernd Jürgen Warneken, Populäre Autobiographik. Empirische Studien zu einer Quellengattung der Alltagsgeschichtsforschung, Tübingen 1985; ders., Zur Schichtspezifik autobiographischer Darstellungsmuster, in: Andreas Gestrich u. a., Hg., Biographie – sozialgeschichtlich, Göttingen 1988, 141–162.

17 Vgl. Fritz Schütze, Die Technik des narrativen Interviews in Interaktionsfeldstudien – dargestellt an einem Projekt zur Erforschung von kommunalen Machtstrukturen, Manuskript, Bielefeld 1978; Reinhard Sieder, Geschichten erzählen und Wissenschaft treiben. Interviewtexte zum Arbeiteralltag. Erkenntnistheoretische Grundlagen, Quellenkritik, Interpretationsverfahren und Darstellungsprobleme, in: Gerhard Botz u. Josef Weidenholzer, Hg., Mündliche Geschichte und

sche Bedeutungs- und Sinnobjektivationen sind.¹⁸ Folgen wir dieser These, dann können wir alle fotografierten, geschriebenen, gesprochenen usw. „Texte“ als „Ausdrucksgestalten der sozialen Wirklichkeit“, die unter Anwendung von „Konstruktionsregeln“ produziert und reproduziert werden, begreifen.¹⁹ Das Leben der von uns anvisierten Akteure ist die eine Sache; die „Texte“, die sie darüber konstruieren, eine andere.²⁰ Wir müssen konsequenterweise zwei Ebenen auseinanderhalten: einerseits die „soziale Wirklichkeit“ – hier: das „gelebte Leben“ eines jugendlichen Dorfbewohners während des Zweiten Weltkriegs; andererseits den „Text“ – hier sein in Form von Fotos, Niederschriften und Erzählungen protokolliertes und durch Regeln seiner lebensweltlichen Logik „konstruiertes Leben“.²¹ Den Sinngehalt dieser „Texte“ zu re-konstruieren²² bedeutet nun, diese manifesten (d.h. den Akteuren bewußten) und/oder latenten (d.h. den Akteuren unbewußten) Regeln zu explizieren.²³ Auf Grund der kategorialen Differenz zwischen „Text“ und „Wirklichkeit“ können wissenschaftliche Aussagen – die ihrerseits aus konstruierten „Texten“ konstruierte „Texte“ sind – niemals „zeigen, wie es gewesen ist“;²⁴

Arbeiterbewegung. Eine Einführung in Arbeitsweisen und Themenbereiche der Geschichte „geschichtsloser“ Sozialgruppen, Wien u. Köln 1984, 203–231.

18 Stefan Müller-Doohm, Visuelles Verstehen. Konzepte kultursoziologischer Bildhermeneutik, in: Thomas Jung u. d. H., Hg., „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften, Frankfurt am Main 1993, 438–457, hier 445.

19 Vgl. Ulrich Oevermann, Die objektive Hermeneutik als unverzichtbare methodologische Grundlage für die Analyse von Subjektivität. Zugleich eine Kritik der Tiefenhermeneutik, in: Jung u. Müller-Doohm, Hg., „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß, wie Anm. 18, 106–189, hier 112 ff.

20 Vgl. Christian Gerbel u. Reinhard Sieder, Erzählungen sind nicht nur „wahr“. Abstraktionen, Typisierungen und Geltungsansprüche in Interviewtexten, in: Gerhard Botz u. a., Hg., „Qualität und Quantität.“ Zur Praxis der Methoden der Historischen Sozialwissenschaft, Frankfurt am Main u. New York 1988, 189–210, hier 193.

21 Vgl. Heinz Bude, Deutsche Karrieren. Lebenskonstruktionen sozialer Aufsteiger aus der Flakhelfer-Generation. Frankfurt am Main 1987, 75 ff.; Gabriele Rosenthal, Erlebte und erzählte Lebensgeschichte, Habilitationsschrift, Kassel 1992, 192 ff.; Hans-Christoph Koller, Biographie als rhetorisches Konstrukt, in: BIOS 6 (1993), 33–45.

22 Der Bindestrich unterstreicht den Konstruktionscharakter der wissenschaftlichen Aussagen. Vgl. das Gespräch mit Alf Lüdtke, Alltagsgeschichte. Zur Aneignung der Verhältnisse, in: ÖZG 2 (1991), 104–113, hier 111.

23 Vgl. Heinz Bude, Das Latente und das Manifeste. Aporien einer „Hermeneutik des Verdachts“, in: Detlev Garz u. Klaus Kraimer, Hg., Die Welt als Text. Theorie, Kritik und Praxis der objektiven Hermeneutik, Frankfurt am Main 1994, 114–124.

24 Vgl. Markus Reisenleitner, Kulturgeschichte auf der Suche nach dem Sinn. Überlegungen

„jenseits von Texten hat die Wissenschaft ihr Recht verloren.“²⁵ Dennoch kann die wissenschaftliche Re-Konstruktion beanspruchen, illusionslosere, vorurteilslosere und ideologiefreiere Aussagen zu treffen als die alltägliche Praxis; denn sie nimmt die Differenz zwischen alltäglichen und wissenschaftlichen Interpretationen ernst: „Sie systematisiert den Zweifel anstatt ihn zu minimieren, sie sucht mühevoll eine Mehrzahl von Bedeutungsmöglichkeiten anstatt rascher 'Eindeutigkeit', sie ent-deckt die Widersprüche statt sie zu überdecken, sie legt ihre Vorannahmen offen, sie begründet ihre Deutungen explizit und sie betreibt die systematische Falsifizierung ihrer Deutungen.“²⁶

Die an Ulrich Oevermanns „objektive Hermeneutik“²⁷ angelehnte fallrekonstruktive Analyse²⁸ der vorliegenden „Texte“ (hier als „Zeichen“-Systeme verstanden²⁹) orientiert sich im wesentlichen an vier – theoretisch postulierten, aber

zum Einfluß poststrukturalistischer Theorienbildung auf moderne Kulturgeschichtsschreibung, in: ÖZG 3 (1992), 7–30, hier 17.

25 Detlev Garz u. Klaus Kraimer, Die Welt als Text. Zum Projekt einer hermeneutisch-rekonstruktiven Sozialwissenschaft, in: dies., Hg., Die Welt als Text, wie Anm. 23, 7–22, hier 8.

26 Gerbel u. Sieder, Erzählungen, wie Anm. 20, 197.

27 Zur Einführung und Kritik vgl. Jo Reichertz, Objektive Hermeneutik, in: Uwe Flick u. a., Hg., Handbuch Qualitative Sozialforschung. Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen, München 1991, 223–228; Hansjörg Sutter, Oevermanns methodologische Grundlegung rekonstruktiver Sozialwissenschaften. Das zentrale Erklärungsproblem und dessen Lösung in den forschungspraktischen Verfahren einer strukturalen Hermeneutik, in: Garz u. Kraimer, Hg., Die Welt als Text, wie Anm. 23, 23–72; Ulrich Oevermann u. a., Die Methodologie einer „Objektiven Hermeneutik“ und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften, in: Hans Georg Soeffner, Hg., Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart 1979, 352–433.

28 Allgemein zur sozialwissenschaftlichen Hermeneutik vgl. Heinz Bude, Die Rekonstruktion kultureller Sinnsysteme, in: Flick u. a., Hg., Handbuch Qualitative Sozialforschung, wie Anm. 27, 101–112; Bude, Deutsche Karrieren, wie Anm. 21, 75 ff.

29 Die „klassische“ Definition: „A sign is something which stands to somebody for something in some respect or capacity.“ (Charles S. Peirce, Logic as Semiotic. The Theory of Signs, in: J. Buchler, Hg., Philosophical Writings of Peirce, New York 1955, 150–156, hier 99.) verweist auf drei Ebenen der Zeichendimension: die syntaktische (als Relation diverser Zeichen untereinander), die semantische (als Relation zwischen dem Zeichen und dem Bezeichneten) und die pragmatische (als Relation zwischen dem Zeichen und dem Zeichenbenutzer). Zum Zeichen-Begriff allgemein

praktisch kaum voll einlösbaren³⁰ – Deutungsprinzipien. Erstens: *Das Prinzip der extensiven Sinnauslegung* fordert die gedankenexperimentelle Auslotung all jener Lesarten, die mit einem Zeichen kompatibel sind. Nicht nur dem Akteur verfügbare manifeste Sinngehalte, sondern auch latente, über die Intention seiner Äußerung hinausweisende Bedeutungen kommen hier zur Sprache. Sozialhistorisches Kontextwissen wird dabei zur Generierung – aber keinesfalls zur Ausschließung – möglicher Lesarten herangezogen.³¹ Zweitens: *Das Prinzip der sequentiellen Analyse* fordert die Interpretation der Zeichen in der Linie ihres vergangenen Entstehens; dadurch nähern wir uns den Regeln der spezifischen „Sprache“ des Akteurs an: Die Art und Weise, wie er während der „Text“-Konstruktion die Zeichen anordnet, ist nicht „beliebig“, sondern folgt den Regeln seiner Logik – dies gilt für fotografierte „Texte“ ebenso wie für geschriebene und gesprochene.³² Drittens: *Das Prinzip der systematischen Falsifizierung* fordert die Aufrechterhaltung einer mit einem Zeichen kompatiblen Lesart solange, bis sie sich als inkompatibel mit einem anderen Zeichen herausstellt. Am Ende dieses Filterungsprozesses, der – um mit Umberto Eco zu sprechen – die „Grenzen der Interpretation“ zieht, stehen jene Lesarten, die zu allen Zeichen in einer plausiblen Relation stehen.³³ Viertens: Das Prinzip des abduktiven Schlusses fordert die Verknüpfung der als plausibel erachteten Lesarten zu einer Fallstrukturhypothese, die den Fall in all seinen Ausprägungen plausibel erklärt. Im Gegensatz zur deduktiven (Schluß vom Fall und der Regel auf ein Merkmal) und induktiven (Schluß vom Merkmal und der Regel auf den Fall) Erkenntnislogik schließt die Abduktion von einem Merkmal unter In-Rechnung-Stellung möglicherweise geltender Regeln auf den Fall und die Regeln, die seine Merkmale erklären; sie repräsentiert jene Erkenntnisform, die strenggenommen als einzige „neues“ Wissen erschließt.³⁴

Mit dieser Interpretationsmethode erhebt sich jedoch ein gravierendes darstellerisches Problem: Der Versuch, mit Hilfe von Zirkel und Lineal einen Kreis

vgl. Umberto Eco, *Zeichen. Einführung in einen Begriff und seine Geschichte*, Frankfurt am Main 1977.

30 Ich danke Claudia Grasmann für den konstruktiven Widerstand, den sie als Mitinterpretin meinen vorschnellen (Kurz-)Schlüssen in der praktischen Durchführung entgegengesetzt hat.

31 Vgl. Sutter, *Oevermanns methodologische Grundlegung*, wie Anm. 27, 46 ff.

32 Ebd., 49 ff.; Gerbel u. Sieder, *Erzählungen*, wie Anm. 20, 200.

33 Vgl. Umberto Eco, *Die Grenzen der Interpretation*, Wien u. München 1992; Sutter, *Oevermanns methodologische Grundlegung*, wie Anm. 27, 49 ff.

34 Vgl. Sutter, *Oevermanns methodologische Grundlegung*, wie Anm. 27, 53 ff. Zur Kritik am Versuch, Abduktion systematisch herbeiführen zu wollen vgl. Jo Reichertz, *Abduktives Schlußfolgern und Typen(re)konstruktion. Abgesang auf eine liebgewonnene Hoffnung*, in: Jung u. Müller-Doohm, Hg., „Wirklichkeit“ im Deutungsprozeß, wie Anm. 18, 258–282.

in ein flächengleiches Quadrat zu überführen – sprich: jeden einzelnen Schritt des Interpretationsganges zu dokumentieren –, würde den vorgegebenen Rahmen bei weitem sprengen. Ich beschränke mich daher darauf, den Leser/inne/n an einem Beispiel (Annäherung I) einen Blick in die „hermeneutische Werkstatt“ zu eröffnen – allerdings mit einigen Einschränkungen: Ich verzichte weitgehend darauf, später falsifizierte Lesarten zu diskutieren. Überdies werden die Interpretationsstränge relativ früh gebündelt und zugespitzt. Schließlich werden wichtige „Nebenthemen“ – wenn überhaupt – nur peripher behandelt. Der weitere Interpretationsprozeß (Annäherung II und III) wird nicht mehr Schritt für Schritt dokumentiert; hier beschränke ich mich darauf, die plausiblen Interpretationen zusammenfassen, um auf dieser Grundlage abschließend eine Fallstrukturhypothese zu generieren.³⁵

Annäherung I: Heinrich und sein Wagen



„Mit meinem Wagen in Volos“

Heinrich sitzt auf dem Scheinwerfer eines LKW. Diese nicht-alltägliche Sitzposition

35 Wer nun einwendet, diese – aus dem Kompromiß zwischen dem Versuch einer nachvollziehbaren Darstellung und dem beschränkten Platzangebot resultierende – Vorgangsweise immunisiere gegen aufkommende Kritik, hat prinzipiell recht; anhand dieser Darstellung kann die Triftigkeit der Interpretation nicht mehr vollständig überprüft werden. Die Leserin/der Leser ist genötigt, die „Texte“ unter Beachtung der oben genannten Prinzipien selbst zu interpretieren.

verrät die bewußte Inszenierung des Fotos: Heinrich arrangiert ein Erinnerungsfoto für sich und/oder für andere (Angehörige, Freunde, Bekannte usw.). Er nimmt trotz seines sportlichen Körpers auf dem Foto keine „typische“ Soldatenhaltung ein; seine Sitzposition läßt Entspannung, Gelassenheit, Lockerheit usw. erkennen – sie wirkt geradezu „zivil“. Daß sich Heinrich „irgendeinen“ Wagen als Fotomotiv ausgesucht hat, erscheint unplausibel. Er signalisiert eine eigenartige Vertrautheit mit der Maschine: Es ist „sein“ Wagen; Heinrich paßt zur Maschine wie umgekehrt sie zu ihm. Nach der ersten Fotosequenz drängen sich zwei Lesarten auf:

(1) *Heinrich sieht sich nicht in der Rolle des „strammen Soldaten“, sondern er repräsentiert einen „anderen“ Soldaten-Typ.*

(2) *Zwischen Heinrich und dem LKW besteht eine Beziehung, die ihn mit der Maschine (auf noch unbestimmte Weise) verbindet.*

Die Distanz zum soldatischen Typ wird durch die offene Haltung der Arme und Beine unterstrichen; Heinrich wirkt nicht diszipliniert, sondern „so wie er ist“: gelassen, offen, zugänglich. Das etwas deformierte Schiffchen – übrigens das einzige militärische Attribut an seinem Körper – sitzt extrem nach rechts geneigt auf seinem Kopf. Abgesehen von der pragmatischen Funktion des Sonnenschutzes bestätigt die – eher schlampige als kühne – Trageweise den anti-soldatischen Habitus (Lesart 1). Heinrich lächelt; wenn es sich nicht um eine habitualisierte Fotopose und/oder eine Aufforderung des Fotografen („Bitte lächeln!“) handelt, dann signalisiert das Lächeln auf Heinrichs Lippen eine – im militärischen Kontext überraschend erscheinende – Gelassenheit. Die „Disziplinierung des Gelächters“ während des modernen Zivilisationsprozesses hat zwar dazu geführt, daß Lachen die Grundfesten der Ordnung kaum mehr erschüttern kann;³⁶ dennoch tun auch die modernen Eliten gut daran, die Grimassen der „Vielen“ mit argwöhnischem Blick zu verfolgen, denn: Herrschaft erscheint niemals angefochtener, als wenn sie die Lacher nicht mehr auf ihrer Seite hat – in der Kompanie ebenso wie im Betrieb oder im Dorf.³⁷ Folgen wir dieser Deutung, dann produziert Heinrich eine eigentümliche Distanz zur disziplinären Logik des Militärapparats: Heinrich lächelt nicht nur in die Kamera; er lacht auch – zumindest in dieser Situation – über etwas: vielleicht über die Borniertheit seiner Vorgesetzten, über die „Kämpfer“-Ambitionen seiner

36 Vgl. Norbert Schindler, *Karneval, Kirche und verkehrte Welt. Zur Funktion der Lachkultur im 16. Jahrhundert*, in: ders., *Widerspenstige Leute. Studien zur Volkskultur in der frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main 1992, 121–174, hier 142.

37 Zur Dialektik zwischen „Elite“ und „Volk“ am Beispiel eines Dorfes während der NS-Zeit vgl. Ernst Langthaler, *Die Normalität des Terrors. Oder: Der gewaltsame Tod des Frankenfelder Hilfsarbeiters Robert Wagner (1904–1940)*, in: *Zeitgeschichte* 21 (1994), 183–202.

Kameraden, über die Überheblichkeit der Waffen-SS-Truppen usw. Vor diesem Hintergrund können wir Lesart 1 etwas präzisieren:

(3) *Heinrich befindet sich in einer latenten, sich in bestimmten Situationen manifestierenden Distanz zur disziplinären Logik des Militärapparats.*

Der im Lächeln symbolisierte Gefühlsausdruck³⁸ der Sicherheit spricht nicht nur für Heinrichs Vertrautheit mit der Maschine (Lesart 2), sondern auch für die imaginäre Ausblendung des Krieges aus dem alltäglichen Kontext – das Foto entstand immerhin während des Balkankrieges 1941. Der Krieg ist in unendliche Ferne entrückt; Heinrich präsentiert sich wie ein Tourist, der den imaginär anwesenden Bildbetrachtern sagen will: „Seht her, auch hier bin ich gewesen!“ Der „zivil“ wirkende – weil im Widerspruch zum Typ des korrekt uniformierten Soldaten stehende – nackte Oberkörper verstärkt ebenso wie die nackten Beine neben Lesart 1 diesen touristischen Habitus. Daß sich Heinrich – abgesehen von seinem Schiffchen – nur mit einer kurzen Hose bekleidet präsentiert, fügt sich in den bisher aufgespannten Interpretationsrahmen. Die kurze Hose als „zivil“ Kleidungsstück produziert einen Kontrast zum Militärischen (Lesart 1 und 3) und steht für Freizeitbekleidung. Heinrichs touristischen Blick können wir als Imagination einer „touristischen Emanzipation“ lesen, die zwar erst mit der „Demokratisierung des Reisens“ ab den 1960er Jahren zum Durchbruch gelangt, aber bereits lange vorher die Sehnsüchte der „Vielen“ beherrscht.³⁹

(4) *Heinrich sieht sich im eroberten Land nicht primär als „siegreicher Eroberer“, sondern betrachtet die „Fremde“ unter touristischem Blickwinkel.*

Der zweiachsige Wagen, der auf Grund seiner formalen Merkmale als LKW der Marke Mercedes-Benz Typ L 3000 erkennbar ist,⁴⁰ weist einige besondere Kennzeichen auf. Ob auf der mit einer Plane verhüllten Ladefläche militärisches Gerät oder Soldaten transportiert werden, muß vorläufig offenbleiben. Die Aufschrift „I10“ am rechten Kotflügel identifiziert den LKW als Instandsetzungswagen der 10. Kompanie eines (vorläufig nicht näher bestimmbar) Regiments; diese sogenannten „taktischen Zeichen“ waren „äußerst vielseitig und wurden oft von der Truppe nach Belieben ergänzt oder verändert.“⁴¹ Wir können davon ausgehen, daß diese Zeichen dem Fahrzeug aus der Sicht des Fahrers eine bestimmte „Iden-

38 Bei der Analyse der Körpersprache kann als gesichert gelten, daß „nonverbales Verhalten eine zentrale Rolle im Bereich des Emotionsausdrucks spielt“. Vgl. Harald G. Wallbott, Analyse der Körpersprache, in: Flick u. a., Hg., Qualitative Sozialforschung, wie Anm. 27, 232–236, hier 235.

39 Vgl. Hasso Spode, „Der deutsche Arbeiter reist“. Massentourismus im Dritten Reich, in: Gerhard Huck, Hg., Sozialgeschichte der Freizeit, 2. Aufl., Wuppertal 1980, 281–306.

40 Vgl. Reinhard Frank, Lastkraftwagen der Wehrmacht, Friedberg 1992, 47 ff.

41 Ebd., 193.

tität“ verleihen; wenn Heinrich tatsächlich der Lenker dieses LKW ist, dann erkennt er anhand dieses Zeichens „seinen“ Wagen. Ein weiteres individuelles Identifikationsmerkmal könnte das Fahrzeug-Kennzeichen mit den Buchstaben „WH“ („Wehrmacht-Heer“) und der Nummer „31344“ darstellen (Lesart 2). Der dreizackige Stern auf dem Kühlergrill weist – für alle weithin sichtbar – den Wagen als LKW der Marke „Mercedes-Benz“ aus; dieses Symbol reproduziert den Mythos der „deutschen Qualitätsarbeit“, der auch die zeitgenössischen Marketingstrategien der Firma beherrscht.⁴² Der klassenübergreifende, freilich männerspezifische Mythos der „deutschen Qualitätsarbeit“ hat seit Ende des 19. Jahrhunderts bis weit über 1945 hinaus zweierlei verknüpft: „Zum einen wurde eine Selbstdeutung ausgesprochen, die sich um das Leistungsbewußtsein und den Produktionsstolz industrieller Arbeiter drehte. Damit war jedoch ein klassenübergreifender Anspruch auf nationale Höherwertigkeit verbunden.“⁴³ Heinrichs berufsspezifische Logik als Automechaniker kann möglicherweise in diesen Symbolen Anknüpfungspunkte finden, die ihm „vor Ort“ in allen Widrigkeiten des soldatischen Alltags den Rücken stärken. Falls auch in Heinrichs Einheit – bedingt durch die Rekrutierung von „Beutefahrzeugen“ tschechischer, polnischer, französischer usw. Herkunft – eine „große Hersteller- und Typenvielfalt“⁴⁴ herrschte – was durch den Wehrmacht-PKW im Hintergrund angedeutet wird –, dann könnten diese „feinen Unterschiede“ Distinktionserfahrungen ermöglicht und die Identifikation mit „seinem“ Wagen noch verstärkt haben.⁴⁵ Die folgende Lesart versucht, die hier aufgetauchten Interpretationsstränge zu bündeln:

(5) Heinrich kann zwischen den mit den Kenn-Zeichen „seines“ Wagens (taktisches Zeichen, Kennzeichen, Mercedes-Stern usw.) verbundenen Bedeutungen und seiner lebensweltlichen Logik (Distinktionsbedürfnis, Arbeitsstolz, Technikbegeisterung usw.) Verknüpfungen herstellen, die ihm in seiner alltäglichen Praxis den Rücken stärken.

Im Bildhintergrund erstrecken sich die weiten Ebenen der thessalischen Küstenlandschaft; am Horizont sind einige Gebirgszüge zu erkennen. Da Heinrich im niederösterreichischen Alpenvorland aufgewachsen ist, können wir davon ausgehen,

42 Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte, Hg., Das Daimler-Benz-Buch. Ein Rüstungskonzern im „Tausendjährigen Reich“, Nördlingen 1987, 803.

43 Alf Lüdtke, Stofflichkeit, Macht-Lust und Reiz der Oberflächen. Zu den Perspektiven von Alltagsgeschichte, in: Winfried Schulze, Hg., Sozialgeschichte, Alltagsgeschichte, Mikro-Historie. Eine Diskussion, Göttingen 1994, 65–80, hier 75 f.

44 Vgl. Frank, Lastkraftwagen, wie Anm. 40, 25.

45 Vgl. Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt am Main 1987, 405 ff.

daß ihm diese Landschaft als „fremd“ erscheint. Dies unterstreicht zunächst den touristischen Blick, mit dem er seine Umwelt anvisiert (Lesart 4); darüberhinaus erschließt der Kontrast von „fremder“ Landschaft und „vertrauter“ Maschine eine weitere Spur: Heinrich weiß auch in der „Fremde“ eine Antwort auf die Frage, „wer er ist“; der – vorläufig unbekannte – Sinn-Gehalt „seines“ Wagens vermittelt ihm Ich-Identität⁴⁶ und wehrt die „Angst, die die fremde Kultur in ihrem Beobachter hervorruft“⁴⁷, ab. Heinrichs Bildbeschreibung reproduziert diese – scheinbar auch im modernen Massentourismus wirksame – Dialektik zwischen „Eigenem“ („mit meinem Wagen“) und „Fremdem“ („in Volos“).

(6) Heinrich wehrt die Angst vor dem „Fremden“ durch Zeichen des „Eigenen“, die seine Ich-Identität stützen, ab.

„Als wir nun den Servia Paß erreichten, blickten wir zur linken Hand auf das Dimitrios Gebirge. Daraus erhob sich mächtig der heilige Berg der alten Griechen, der 2917 m hohe Olymp. Unser Weitermarsch führte über Elasson, Tyrnavos nach Larissa, wo wir bis 27.4. blieben. Dann begaben wir uns in die Gegend von Parsalos (westl. von Volos an der Ägäis), wo die ganze Division bis 3.5. in Ruhestellung verblieb. Während dieser Zeit herrschte in Griechenland eine große Hitze, bei Tag um die 50 Grad, des nachts kaum unter 20 Grad. Trotzdem kamen uns die Nächte angenehm kühl vor. Den 1. Mai hatten einige Kameraden zum Anlaß genommen, eine Pappel als Maibaum zu besteigen.“ (A, 3)

Der Kontext, in dem das Foto entstanden ist, nimmt in Heinrichs Autobiographie relativ wenig Raum ein. Die Eingangssequenz („Servia Paß“) kündigt eine bedeutungsvolle Erfahrung an; „wir“ steht dabei als Chiffre für „ich und meine Kameraden“ und verweist auf Heinrichs Verstrickung in das militärische Kollektiv. Die Folgesequenz („Dimitrios Gebirge“) läßt uns noch im Unklaren darüber, ob hier bereits das Bedeutungsvolle angesprochen wird; jedenfalls äußert sich darin Heinrichs touristischer Blick (Lesart 4). Nun folgt das eigentliche Thema, „der heilige Berg der alten Griechen, der 2917 m hohe Olymp.“ Neben der Faszination, die von dieser „Sehenswürdigkeit“ ausgeht („mächtig“), eignet sich Heinrich diese Szenerie auf eine spezifische, alltags-ethnologische Weise an: Das fremde Landschaftsmerkmal wird nicht nur mit den eigenen Augen des Technikers („2917 m“), sondern auch mit den (vermeintlichen) Augen der fremden Bevölkerung („heiliger Berg der alten Griechen“) gesehen; freilich bleibt Heinrich dabei in seinen eigenen Bildungshori-

46 Vgl. Klaus Bergmann, Identität, in: ders. u. a., Hg., Handbuch der Geschichtsdidaktik, 3. Aufl., Düsseldorf 1985, 29–36.

47 Vgl. Mario Erdheim u. Maja Nadig, Ethnopschoanalyse, in: Ethnopschoanalyse 2, Frankfurt am Main 1991, 187–201, hier 189.

zont verstrickt. Die folgenden drei Sequenzen ergeben aus Heinrichs touristischem Blick (Lesart 4) gesehen Sinn: Fremde Orte („Elasson, Tyrnavos nach Larissa“), fremde landschaftliche Eindrücke („Ägäis“) und ein fremdes Klima („große Hitze“) verraten die von diesen unvertrauten Naturerfahrungen ausgehende Faszination. Zwei Fotos aus Heinrichs Album, die – laut Bildbeschreibung – den „Strand von Volos an der Ägäis“ zeigen und mit denen er die Evaluation: „Duat wo eigentlich ka Kriag.“ (I, 4) assoziiert, unterstreichen diese Lesart. Und zu einem Foto, das eine Moschee zeigt, bemerkt er: „Des wo do fia uns wos gaunz wos Interessantes, net.“ (I, 7) Wenn wir in einer Art Gedankenexperiment diese Sequenzen als Urlaubsgrüße eines während der siebziger Jahre im „sonnigen Süden“ weilenden Touristen lesen, dann ergeben sie auch in diesem neuen Kontext Sinn: Heinrich nimmt zwar formal als Soldat an einem Eroberungskrieg teil; in seinen Äußerungen berichtet er jedoch (auch) von der Faszination „fremder“ Länder. Doch auch – oder besser: besonders- in der „Fremde“ schafft man sich gerne ein Stück „Heimat“: „Den 1. Mai hatten einige Kameraden zum Anlaß genommen, eine Pappel als Maibaum zu besteigen.“ In dieser für Heinrich relevanten (weil aufzeichnungswürdigen) Aneignung eines unvertrauten – weil dem Ökosystem seines Herkunftsmilieus nicht adäquaten – Objekts durch eine vertraute – weil dem kulturellen System seines Herkunftsmilieus adäquate – Praxis äußert sich abermals die dialektische Verknüpfung von „Eigenem“ und „Fremdem“ (Lesart 6). Nach den autobiographischen Aufzeichnungen nun zum Interview:

„Des is mei Foazeig, des wo da I-Wogn. Oiso 'I' hot er eigentlich ghaßn, do wo so a 'J' drauf, des wo da Instandsetzungswogn. I wo jo eigentlich von Beruf Automechaniker net. Und hob sogn ma, do woan uns zwa Maunn, mia woan fia di Kompanie zuaständig für die Instandhaltung, so guat wie mas mochn haum kenna, fia unsare Foazeige. Mia wean ungefähr die Kompanie – i hob des irgendwo sogoa beschriebn drin – mia wean ungefähr so a fuzig Foazeige ghobt haum.“ (I, 1)

Angesichts des Fotos identifiziert Heinrich im Interview zunächst den LKW auf Grund des taktischen Zeichens als „seinen“ Wagen (Lesart 2). Der oben vermutete Konnex zwischen berufsspezifischer Logik und militärischer Funktion (Lesart 5) findet in folgender Beschreibung („Automechaniker“, „Instandhaltung“, „Foazeige“ usw.) seinen Niederschlag. Der nun folgende Exkurs in die organisatorische Struktur seiner Einheit – Heinrich gehört der 9. Panzerdivision/Schützenregiment 10/10. Kompanie an – dient dazu, das taktische Zeichen „I 10“ (Instandsetzungswagen der 10. Kompanie) zu erklären; das erhärtet unsere Vermutung, daß dieses Zeichen (als eines unter mehreren) Heinrichs „Beziehung“ zu „seinem“ Wagen her-

stellt (Lesart 2). Danach kommt Heinrich auf sein spezifisches Aufgabengebiet zu sprechen:

„Wos bei die Radlfoara bei da Österreichrundfoat hint noch die Serviceleit san, woan mia, net (...) Oiso mia woan eigentlich da Troß, woi ma sogn. Mia san eigentlich immer die Letztn, mia woan eigentlich die Letztn der Kompanie. Weu waunn ana ausgfoin is, is a so a Taferl hingstöt woan, s Wagl drauf, an Zehner – uns brauchans. Samma wieder stehn bliebn. Jetzt is oft vorkemma – hob i a beschriebl – daß ma wochenlang oft goa net bei da Einheit woan. Mia san hintn irgendwo umanaundagrozt, weu waunn ma den Wogn fiati ghobt haum, haumma a hoibe Nocht oder an Tog gorbeit, oder zwa, daunn haummas, samma gfoan, daweu samma gfoan, was i, wieder zwoanzg, dreißg Kilometer, daweu is scho wieder oana glegn irgendwo, net.“ (I, 1)

Im Gegenwartsbezug äußert sich nicht nur Heinrichs didaktische Einstellung dem Interviewer gegenüber, sondern auch sein Selbstverständnis als Angehöriger der Deutschen Wehrmacht: Die Serviceleute – der „Troß“ der Radrundfahrt – erkämpfen genausowenig den Gipfelsieg wie Heinrich und seine „Kameraden“ – der „Troß“ der Kompanie – den „Endsieg“; beide sorgen bloß für die Funktionstüchtigkeit des „Materials“ (Fahrräder/Militärfahrzeuge) der eigentlichen „Kämpfer“ (Rennfahrer/Frontsoldaten). Die imaginäre Distanz zum Krieg findet ihre Entsprechung in der räumlichen Distanz zur Truppe; Heinrich kann sich aus der Verstrickung in die disziplinären Netze der Truppe zumindest zeitweilig lösen. An dieser Stelle können wir seine Distanz zum Militärischen (Lesart 1 und 3) etwas präzisieren:

(7) Heinrich versteht sich nicht als militärischer „Kämpfer“, sondern als technischer „Servicemann“, der dem disziplinären Kontext des Militärapparats zu entkommen trachtet.

„Zum Teu woa ma Söbstverpfleger, jo. Mia haum olleweu bettln gehn miassn zu wen zum Essen. Unser Kompanie hätt jo a Küche ghobt. Jo, so woas oft a natirli ungünstig, waunnst alloa oft hintn nochezottelt bist. Obgesehen davon, zum Teu, mia haum jo söba Fadln ogstochn a, i hob mei Lebtog ka Fadl ogstochna oda wos, auwa du host jo irgendwos – oda es san fremde Kuchln vorbeikumma, fremde Einheiten. Außer unserm Regiment san jo aundere Regimente a, daß wieder oana a Kuchl aufghohtn hot, und host gsogt du mecht amoi wieder wos zum Essen haum.“ (I, 1)

Doch die Abgeschlossenheit von der Truppe bedeutet nicht immer einen Vorteil; das deutet Heinrich in diesem – in die Textform der Beschreibung gegossenen – Erzählabschnitt an. Einerseits versteht er sich nicht als Frontsoldat und ist froh, zu den „Letzten“ der Kompanie zu gehören (Lesart 7); andererseits repräsentiert die

Kompanie im Symbol der Küche materielle Versorgung. Daß er andere Einheiten und deren Küchen, zu denen er „betteln“ gehen muß, als „fremd“ apostrophiert, bekräftigt diese ambivalente, gleichzeitig von Distanz und Nähe geprägte Einstellung zu seiner Einheit. Überdies präsentiert sich Heinrich als Akteur, der durch sein Eingreifen („Fadln ogstochn“) sein „Durchkommen“ sichert.

(8) *Die Truppe figuriert für Heinrich nicht nur als disziplinärer Unterdrückungsapparat, sondern auch als Versorgungsinstitution.*

(9) *Heinrich sieht sich in der Rolle des Akteurs, der sein „Durchkommen“ selbst in die Hand nimmt.*

„Rußland woa jo a so, daß sehr vü versprengt woan san von die Russen, sogn ma in die Wöda do draußn und so weita, und so. Die Kompanie, die woa scho fufzg Kilometer weiter vorn, und auf amoi hintn, san auf amoi wieder Einheiten aufkreuzt vo die Russen, net. Do hots ghaßn wieder: Paunza zruck, gö, do hintn, do homs die Stroßn wieder ogfiat. Hob i sogoa a poamoi beschriebn. Do samma amoi gstaundn heast, homma a por, auf an so an Höhenrückn, do is a so a Kavallerieeinheit, des woa a so a Regiment, vom Woid außa. Jetzt san mia in da Frua, des woa klaß, in da Frua is des Morgengrauen gwesn, und homma gsogt: Foa ma glei oder loß ma uns no Zeit? Auf amoi sogt er: Du paß auf! Do woa jo a Woid, scho vielleicht no a por Kilometer weg. Heast, und auf amoi kummt durt a Kavallerie außa. Jo bum, und mia stengan allane, mia woan mit zwa Foazeige auf da Stroßn auf weiter Flur, ois wia in Völtendorf do obn. Natirli haumma Fersengeld gebn. Gottseidank daß ma so weit gwesn san scho mitn Wogn, daß ma den fiati ghobt haum, weu sonst hätt man auhnänga miassn, Stari eini und mia wand dahi gwesn. Bis ind nächste Ortschaft. Hob i gsogt: Du, do hint, do san wieder Russn, weu do woan wieder Einheiten vor uns. Do is natirli nix überbleibn. Sofort a Partie zruckgoan vo dera Einheit und haum wieder (schlägt die Hände zusammen). Des woa eigentlich da Nochteu a dabei. Andererseits woast zum Teu wia gsogt wochenlang oft aloani.“ (I, 1f.)

In diesem Spannungsfeld zwischen Nähe und Distanz bewegt sich auch die Geschichte, die Heinrich im Anschluß an die Beschreibung generiert. Die Ankündigung, in der das Geschehen im Zeitraffer in Form eines Kurzberichts abläuft, verweist bereits auf die Bedeutung der Geschichte: Sie soll die Risiken der räumlichen Distanz zur Kompanie verdeutlichen. Nach der Orientierung, in der Heinrich sich selbst und den Interviewer an Ort („Höhenrücken“, „Woid“) und Zeitpunkt („in da Frua“, „Morgengrauen“) des Geschehens – unter anderem durch die expressive Äußerung „des woa klaß“ – zurückversetzt, setzt die Komplizierung ein: Heinrich und sein Kamerad sind sich über den Zeitpunkt ihres Aufbruchs unschlüssig. Der Höhepunkt ist mit den Mitteln der direkten Rede, des historischen Präsens und des imitierenden Sprechens ausgestattet: Eine Gruppe sowjetischer Kavallerie ga-

lopiert direkt auf die beiden einsamen Fahrzeuge zu. Die Lösung ist mit einer expressiven Äußerung („gottseidank“) verbunden: Da der Wagen bereits wieder fahrtauglich ist, gelingt die Flucht ohne größere Schwierigkeiten. Die nun folgende Geschichte kann auch als Coda der ersten gelesen werden: Heinrich alarmiert die in der nächsten Ortschaft liegenden Einheiten, die den gegnerischen Angriff abwehren. Mit den beiden expressiven Äußerungen expliziert Heinrich die Ambivalenz der räumlichen Entfernung von der Truppe: Dem Nachteil der größeren Unsicherheit steht – sprachlich durch das „andererseits“ abgehoben – der Vorteil der wochenlangen Distanz zur Truppe gegenüber. In dieser Sequenz konkretisiert sich abermals Heinrichs ambivalente, durch Nähe und Distanz geprägte Einstellung zur Truppe (Lesart 8). Darüberhinaus legt er eine Spur zu der bereits vermuteten „Beziehung“ zu „seinem“ Wagen (Lesart 2): Die Maschine bietet ihm Schutz durch Mobilität; damit erfüllt sich auch der – vor der Massenmotorisierung ab den fünfziger Jahren – latent vorhandene Traum der „kleinen Leute“, mit Hilfe des Objekts „Auto“ die „Herrschaft über Raum und Zeit“ zu erobern.⁴⁸

(10) *Die Truppe figuriert für Heinrich nicht nur als disziplinärer Unterdrückungsapparat, sondern auch als Versorgungs- und Schutzinstitution.*

(11) *In Heinrichs Mensch-Maschine-Beziehung figuriert der LKW durch seine „Herrschaft über Zeit und Raum“ als Schutz-Symbol.*

Soweit Heinrichs Erzählungen zum vorliegenden Foto; auf einem zufällig daneben auf dem Tisch liegenden Foto, das einen zerstörten Wehrmachts-LKW zeigt, bemerkt Heinrich anhand des Kennzeichens, daß es sich nicht um „seinem“ Wagen handelt. Unsere Vermutung, daß das Kennzeichen ein Kenn-Zeichen für „seinem“ Wagen darstellt (Lesart 2), wird dadurch bekräftigt. Auf die anschließende Frage, wie es ihm mit „seinem“ Wagen ergangen sei, generiert Heinrich folgende, von ihrer narrativen Struktur her sehr komplexe Geschichte:

„Na, i bin mit dem Auto eigentlich nia – Glück ghobt, net. Des woa do, wia dei Großvota do draufgaunga is. Mia woan vielleicht so weit auseinaund, wia von do bis zum Bahnhof, wias do bombardiert hom. Homma eigentlich a Glück ghobt, daß ma durchkumma san. Nau, wos hostn gmocht, wannst auf freiem Föd gstandn bist und es is bombardiert wordn, na daunn host natürlich, des Naheliegendste woa, a bissl an Schutz gegen Splitter, unters Auto eini, unter den Wogn do eini, net. Nau und des woa sogn ma – hob i eh glaub i beschriebn – weu der is hintern Wogn, is durtn die Bombn eini, die wos do obgwoafn hom, und die Splitter. Da Bisenberger, der is eh do (zeigt auf das Foto), der is bei eam gfoan

48 Vgl. Wolfgang Ruppert, Das Auto. „Herrschaft über Raum und Zeit“, in: ders., Hg., Fahrrad, Auto, Fernsehschrank. Zur Kulturgeschichte der Alltagsdinge, Frankfurt am Main 1993, 119–161, hier 138 ff.

(...). Des woa a Skoda, des woa scho a Beutefoazeug, gö, Des woa a Skoda, und der woa a Rumäne, a Volksdeutscher gwesn (zeigt auf das Foto). Der is doda mitn Bisenberger Poidl doda gfoan.“ (I, 2)

Heinrich verbindet die Ankündigung vom Tod eines Kameraden (des Großvaters des Interviewers⁴⁹) mit einer zentralen Bedeutung dieser Geschichte in Form einer Evaluation („Glück ghobt“). Nach der kurzen Orientierung, die neber seiner eigenen „Selbstversetzung“ auch als „Versetzungsanweisung“ an den Interviewer („von do bis zum Bahnhof“) gelesen werden kann, verstrickt er sich in eine ausführliche Argumentation: Glück allein reicht zum „Durchkommen“ – einem vermutlich zentralen Element seiner Logik – nicht aus; Heinrich präsentiert sich als Handelnder, der sich durch eine adäquate Reaktion auf den gegnerischen Angriff zu schützen weiß (Lesart 9). Der erste Versuch, die Geschichte zu komplizieren, auf den Höhepunkt zu treiben und aufzulösen, endet in einem narrativen Torso; Heinrich beschränkt sich auf knappe Hinweise („Wogn“, „Bombn“, „Splitter“). Die Eigenlogik des lebensgeschichtlichen Erzählens zwingt Heinrich zu genealogischen Exkursen über zwei abgebildete Personen und das „Beute“-Fahrzeug. Erst durch eine (immanente) Nachfrage des Interviewers zur Bedeutung des Fahrzeugs setzt er erneut zur Erzählung an:

„(...) der Skoda, der hot hinten Zwillings-, oiso a Dreiachser gwesd. Es hot jo do, waunnt hinter die Radln glegn bist, es woa daunn a Schutz. Auwa waunn do daunn die Radln so woan, wias Auto so is, und do woan die Radln, do woan die Vorderradln, und des woa do bei dein Großvotan a a so. Der is do glegn hintern Radl, und da Bisenberger Poidl is do glegn. Und die Bombn is vo dera Seit eina. In Poidl haum die Rafn gschützt, und in Großvotan hots eben direkt dawischt, net. Des woa natürlich da anzige Schutz wost mochn host kenna. Weu waunnt hidau (daneben) gstaundn bist, host evantö (eventuell) durch a Bordkanon oder durch irgend so a MG, wos die do obagfetzt haum, jo a draufgeh kenna. Sogn ma, unterm Auto host jo do an gewissn Schutz ghobt.“ (I, 2)

Zunächst folgt jedoch keine Geschichte, sondern eine Beschreibung der Eigenarten des dreiachsigen „Beute“-Fahrzeugs, die als das eigentlich Relevante erscheinen. Die Ankündigung („Des woa bei dein Großvotan a a so.“) läßt die nun folgende Geschichte als bloße Illustration der Beschreibung erscheinen. Komplizierung (Liegeposition der beiden Soldaten), Höhepunkt (Bombendetonation neben dem LKW)

49 Die Fotos meines Großvaters sprechen übrigens eine andere „Sprache“. Er präsentiert sich – das ergibt eine oberflächliche Durchsicht – durchwegs als der korrekt gekleidete, disziplinierte und stramme Soldat; er scheint jenem Soldaten-Typ nahezustehen, von dem sich Heinrich distanziert.

und Lösung (Folgen für die beiden Soldaten) werden zwar etwas detaillierter als beim ersten Versuch ausgeführt; es fehlen jedoch alle Merkmale einer elaborierten Geschichte (direkte Rede, historischer Präsens, imitierendes Sprechen usw.). Demgegenüber expliziert Heinrich in der anschließenden Coda ausführlich die Bedeutung des erzählten Geschehens: Das Auto kann bei gegnerischen Angriffen die Gefahr für seinen Fahrer abwenden. Wir können die Interpretation noch verdichten: Heinrichs Körper und der Maschinen-Körper verschmelzen in Situationen extremer Lebensgefahr; der Wagen übernimmt die Funktion einer „zweiten Haut“, die durch ihre Materialität die Gefahr abwehrt. Für wenige Augenblicke wird „der Mensch zu einer unvollkommenen Maschine“ und „die Maschine zu einem unvollkommenen Menschen“.⁵⁰ Daß Heinrich das Geschehen so und nicht anders – als Wechselspiel zwischen einer nicht selbsterlebten Geschichte und selbstreflexiven Sequenzen – erzählt, hängt vermutlich nicht nur damit zusammen, daß er nur entfernter Beobachter war; wir können darüberhinaus annehmen, daß er – obwohl er in der erzählten Szenerie nicht als Akteur die Bühne betritt – vor allem über sich selbst erzählt. Die latente Botschaft könnte lauten: „Ich selbst habe mich oft mit solchen Situationen konfrontiert gesehen; so wie ihm hätte es auch mir ergehen können.“

(12) *In Heinrichs Mensch-Maschine-Beziehung figuriert der LKW durch seine Funktion als „zweite Haut“ als Schutz-Symbol.*

Die Textelemente – Geschichten, Berichte, Beschreibungen, Argumentationen, Evaluationen usw. – stehen in einem logischen Verhältnis zueinander; so assoziiert Heinrich mit dem in der Geschichte aufgetauchten „Beute“-Fahrzeug folgende Beschreibung:

„Daunn woan jo die Auto meistens belodn, mia haum zum Beispü jo vü Ersatzteile mitgfiat und ois, überhaupt am Anfang. Der Krampf woa jo des, mia haum vü verschiedene Wägn ghobt, des woa eigentlich der Dreck. Do woa scho da Frankreichfeldzug woa scho, da Polenfeldzug woa scho, die Tschechen woan scho, jetzt hot ma überall hot ma Wägen mitgnomma. So haum mia Citroen und Renault genauso wie die Skoda ghobt oder was i wos und ois. Und des woa jo fia uns, fia die Reperaturen oiweu a Scheiße. Weu jetzt host natirli die verschiedensten Teile ghobt. Jetzt host natirli, mia haum russische Foazeige a scho ghobt. Jetzt host jedesmoi waunn so a Russ ogschossn woa, so a russischer LKW, oder waß i wos, oder. Bist natirli, die Trümmer, wos am meisten gaunga san, bin i wieder stehenbliebn und hob wieder, waß i, die Achsen ausbaut oder die Rafn mitgnomma. Der woa wieder, die Felgen, a Größe, wos bei uns net paßt hot, auwa auf die russischen Wägen. So hob i daunn a zweits Auto a scho ghobt. Des woa ein Beiwoagn, hot

50 Klaus Theweleit, *Männerphantasien*, Bd. 2, Reinbek 1980, 198.

er ghoaßn, I-Beiwogn. Do haumma nur Ersatzteile obnghobt. Do host Ketten mitgfiat, a fia unsere, weu ma jo die Schützenpanzer a ghobt haum, die foan jo mit Raupen, net. San eh irgendwo obgebüdet, und so woa des.“ (I, 2f.)

Die Ladung Ersatzteile, die Projektile, Splitter und kleinere Wurfgeschosse abhalten kann, bekräftigt nochmals die Schutzfunktion des LKW (Lesart 12). Die Marken- und Typenvielfalt als Folge der Requirierung von „Beute“-Fahrzeugen bestätigt unsere Vermutung von den „feinen Unterschieden“ zwischen Heinrichs Wagen und den anderen LKW (Lesart 5). Die zahlreichen Evaluationen („Krampf“, „Dreck“, „Scheiße“ usw.) und die Ausführlichkeit der Beschreibung des heterogenen Fuhrparks lassen darüberhinaus auf die Brisanz der damit verbundenen Problematik schließen – ein Beispiel für die Korrelation von sprachlicher Form und symbolischem Gehalt. In diesem Spannungsfeld zwischen Fahrzeugvielfalt und Ersatzteilmangel präsentiert sich Heinrich abermals als listiger Akteur (Lesart 9): Er schlachtet Autowracks aus und bringt es dadurch zu einem zweiten Wagen. Daß er dabei vom vorherrschenden „Wir“-Diskurs in die „Ich“-Form wechselt, kann als sprachlicher Ausdruck der damit verbundenen Akkumulation symbolischen Kapitals gelesen werden. Heinrich – so können wir vermuten – erfährt durch seine listigen Strategien zur Beschaffung von Ersatzteilen eine Rückenstärkung in den Wirren des alltäglichen „Durchkommens“ (Lesart 5 und 9). Auf die Nachfrage des Interviewers nach der qualitativen und quantitativen Ausstattung seines I-Wagens mit Ersatzteilen detailliert Heinrich seine Erfahrungen in Form einer Beschreibung:

„Mia woan im Verhötnis (gut ausgestattet), haum uns auwa olles söba eigentlich. Mia woan zu neinzg Prozent auf uns söba gstöt. Schau des host sogn ma in da Lehr, do host doch nia a Lichtmaschin zlegt, do is des zum Boschdienst kumma noch St. Pölten. Des hob i nia glernt. Oder waß i, a Einspritzpumpn vom Diesel oder wos, draußt host neamd ghobt, gö. Do host es eben söba zlegt, schschscht, bis d amoi draufkemma bist: Aha, des hot si durt verlegt ghobt, wieder zaummschrauft, schschscht, und is scho wieder gaunga, so ungefähr.“ (I, 3)

In der Verbindung von regulativer („gut ausgestattet“) und konstativer Äußerung („olles söba eigentlich“) tritt die Bedeutung der Erzählung zutage: Die gute Ausstattung mit Ersatzteilen ist dem eigenen Geschick, dem eigenen Organisationstalent, dem eigenen Improvisationsvermögen usw. zu verdanken (Lesart 9). Heinrich reproduziert damit ein – besonders von Soldaten der Nachschubtruppe immer wieder konstruiertes – Selbstbild: „Schlitzohrig, zäh und im Organisieren begabt“.⁵¹

51 Frank, Lastkraftwagen, wie Anm. 40, 207.

Die Kontrastierung seiner Praxis als Mechanikerlehrling mit seiner Funktion als Soldat des Instandsetzungstrupps läßt mehrere Lesarten zu: Erstens deutet Heinrich einmal mehr die berufsspezifischen Anknüpfungspunkte seiner militärischen Funktion an (Lesart 5 und 7). Zweitens unterstreicht er abermals seine Distanz vom Typ des „strammen Soldaten“ (Lesart 1 und 3). Drittens äußert sich in der Erzählung von der Reparatur der Einspritzpumpe sein spezifischer „Handwerkerstolz“ (Lesart 5), der sich aus der gelungenen „Bändigung“ der Einzelteile seiner Maschine konstituiert. Die latente Botschaft dieser Erzählung könnte lauten: „Ich habe meine Maschine im Griff; ich bin ein guter Fahrer und ein geschickter Mechaniker“. Eine symbolische Anerkennung findet diese Praxis in der Verleihung des „Kraftfahrbewährungsabzeichens in Gold“ an Heinrich im Jahr 1943 (A, 23). Die Durchführungsbestimmungen für die Verleihung forderten von den Kraftfahrern, „schwierigen Bedingungen zum Trotz durch überlegene und umsichtige Fahrweise und gewissenhafte Fahrzeugpflege und Instandhaltung hervorgetreten (zu) sein“.⁵²

Annäherung II: Heinrich und Irene



„Aufnahme in Gläsen 1941, Mai nach Balkan Feldzug. Gläsen im Sudetenland. Mädchen Irene Tielge von Hotzenplotz.“

⁵² Ebd., 206.

Das Foto, auf dem Heinrich zusammen mit dem „Mädchen“ Irene Tielge vor der Kamera posiert, ist im Mai 1941 nahe dem oberschlesischen Dorf Gläsen entstanden.⁵³ Heinrichs erster Militäreinsatz am Balkan ist zu dieser Zeit schon vorüber; Gerüchte über die nächste Militäroperation zur Sicherung der „vorderasiatischen Erdölgebiete“ machen in seiner Einheit bereits die Runde (A, 4). Daß die Einheit hier „aufgefrischt (wird) an Menschen und Material“ (A, 4), verweist auf Heinrichs Mensch-Maschine-Beziehung: Die Reproduktion der Maschinen erfolgt parallel zur Reproduktion der Menschen; die Maschinen erhalten implizit menschliche Eigenschaften zugesprochen („Die Maschinen müssen sich erholen.“) bzw. die Menschen werden mit Maschinen verglichen („Die Menschen werden überholt.“). Er und „sein“ – mit menschlichen Eigenschaften imaginerter – Wagen machen einmal „Urlaub“ vom Krieg; Heinrich – von seinem Selbstverständnis her kein „strammer Soldat“, sondern Mechaniker – widmet sich nun „zivileren“ Tätigkeiten: der Erholung, dem Vergnügen, der Liebe. „Du host ebn glebt sogn ma net auf weite Sicht, sondern von heit auf morgn“ (I, 5), präzisiert er diese Sinnstruktur.

Heinrichs „Mädchen“-Geschichten stellen eine Spielart dieser „Von-heute-auf-morgen“-Logik dar. Er definiert sein „Mädchen“-Bild nach ästhetischen Kriterien: Mit Frauen in der „Fremde“, deren visuell wahrnehmbare Körpermerkmale dem „Eigenen“ entsprechen, imaginiert er Geborgenheit, Wärme, Sicherheit usw. Zeichen der „Fremdheit“, in denen auch Spuren des zeitspezifischen Rassendiskurses zu finden sind („Schlitzaugen“, „andere Hautforb“, „Einschlag“ usw.), erzeugen hingegen Abwehr. Irene scheint in dieses „Mädchen“-Bild zu passen. Ihr adrettes, aber gleichzeitig maßvolles Outfit – weiße Bluse, elegante Jacke, Faltenrock, helle Kniestrümpfe⁵⁴ – verweist einerseits auf ihr materiell relativ gesichertes Herkunftsmilieu; zur Charakterisierung von Irenes „nicht-proletarischem und nicht-großbürgerlichem“ Herkunftsmilieu schlage ich mangels eines adäquateren Begriffs die Bezeichnung „kleinbürgerlich“ vor. Andererseits entspricht ihr Äußeres einem während der zwanziger und dreißiger Jahre in Form von männlichen Fremdbildern bzw. weiblichen Selbstbildern konstruierten Frauen-Typ: dem „Mädel“. Der Typ

53 Gläsen liegt nicht – wie Heinrichs Bildunterschrift behauptet – im „Reichsgau Sudetenland“, sondern in der „Provinz Oberschlesien“. Vgl. Statistisches Reichsamt, Hg., Amtliches Gemeindeverzeichnis für das Deutsche Reich, Berlin 1941, 93. Dieser sinn-volle Irrtum wird plausibel, wenn wir „Sudetenland“ als Chiffre für „deutsches Sprachgebiet in einer ethnisch heterogenen Region“ lesen.

54 Weiße Kniestrümpfe gelten besonders in außerhalb des „Altreiches“ gelegenen Regionen als Symbol deutschnationalen oder – was in dieser Zeit praktisch auf dasselbe hinausläuft – nationalsozialistischen Bekenntnisses. Vgl. Roland Girtler, Aschenlauge. Bergbauernleben im Wandel, 2. Aufl., Linz 1988, 50.

des „Mädels“ grenzt sich – um es in BDM-Diktion auszudrücken – gegen die „sich selbst überlassenen Jungarbeiterinnen“, gegen die „höheren Töchter“ und gegen die „sich emanzipiert fühlenden Mädchen“ ab.⁵⁵ Um es zugespitzt zu formulieren: Irene erscheint als „deutsches Mädel aus gutem Hause“.

Doch Heinrich sieht sich mit zwei Hindernissen konfrontiert, die der Annäherung an das „Mädchen“ – was auch als Chiffre für „nicht verheiratete junge Frau“ gelesen werden kann – im Weg stehen: Einerseits ist er als Angehöriger der Deutschen Wehrmacht in den disziplinären Kontext der Truppe, der seine Bewegungsfreiheit einschränkt, verstrickt; andererseits erschweren die restriktiven Erziehungsmaximen von Irenes kleinbürgerlich-deutschnationalem Herkunftsmilieu – ihr Vater hat ihr den Umgang mit den „Soldaten“ verboten – eine Bekanntschaft. In beiden Fällen gelingt es Heinrich, der sich in seinen Erzählungen durchwegs als listiger Akteur präsentiert, seinen „Eigen-Sinn“ zumindest teilweise zu realisieren: Einerseits wohnt er während der Wochen in Gläsen – wie er in seiner Autobiographie ausdrücklich betont – „allein bei einer deutschen Familie“ (A, 4). Allein in einem Privatquartier zu wohnen kann im militärischen Kontext bedeuten, über eine in der Kaserne nicht gegebene „Privatsphäre“ mit den daraus resultierenden Freiräumen zu verfügen. Man ist dem Kasernendrill nicht ausgesetzt, man kann kommen und gehen, wann man will – und man kann Mädchen mit auf das Zimmer nehmen. Andererseits erzählt Heinrich in einer elaborierten Geschichte, wie Irene sich „bei mir durtn aufghoitn (hat) a Nocht“ (I, 11) – sprich: „Wie ich Irene dazu bewegen konnte, gegen den ausdrücklichen Widerstand ihres deutschen Vaters mit mir eine Liebes- und/oder Sexualbeziehung einzugehen.“ Die darauf folgende Manifestation patriarchalischer Gewalt, die Irene in Form von „a poa Pracker“ (I, 11) zu spüren bekommt, verweist auf ein autoritäres Elternhaus mit restriktiven Erziehungsvorstellungen – möglicherweise eine Form von ethnischer Endogamie –, gegen die Irene durch ihre Beziehung mit einem „Soldaten“ verstößt. Das „deutsche Mädel“ aus dem „Sudetenland“ und der einfache „Soldat“ aus der „Ostmark“ – das war aus der Sicht von Irenes Vater keine „ehrenhafte“ Beziehung. Er figuriert in diesem Konflikt als Heinrichs eigentlicher Gegenspieler – und zwar in einem doppelten Sinn: Zum einen verortet sich Heinrich vor dem Hintergrund seiner „altösterreichischen“ Einstellung in einer gewissen Distanz – wenn auch nicht unbedingt Gegnerschaft – zu den „Deutschen“ in dieser ethnisch heterogenen Region. Zum anderen sieht Heinrich – dessen eigener Vater durch die räumliche Entfernung aus dem alltäglichen Kontext entrückt ist – in Irenes Vater

55 Vgl. Johanna Gehmacher, *Jugend ohne Zukunft. Hitler-Jugend und Bund Deutscher Mädel in Österreich vor 1938*, Wien 1994, 254 ff.

einen „Reibebaum“, um im Prozeß seiner eigenen Adoleszenz symbolisches Kapital zu akkumulieren. Zumindest eine Schlacht in diesem Kampf hat der „Soldat“ Heinrich gewonnen, indem er Irene für eine Nacht „erobert“ hat; doch wie prophezeit das alte Soldatensprichwort: Wer eine Schlacht gewonnen hat, hat noch lange nicht den Krieg gewonnen. In letzter Konsequenz triumphiert die väterliche Autorität: Heinrichs Briefe, die ihn in Irenes Erinnerung präsent halten sollen, werden vom Vater abgefangen.

Diese doppelte Konfliktkonstellation Heinrichs – mit dem Disziplinierungsanspruch des Militärapparats einerseits, mit dem patriarchalischen Erziehungsanspruch von Irenes deutschem Vater andererseits – findet auf dem Foto ihren visuellen Niederschlag in Form von spezifischen Zeichen-Arrangements. Heinrichs Schiffchen, das Irene kühn auf ihrem sorgfältig nach oben gesteckten Haar trägt, produziert einen doppelten Gegensatz: Einerseits gilt das Schiffchen zu Beginn der vierziger Jahre wohl (noch) als primäres männliches Attribut – obwohl durch den außerökonomischen Zwang der „Dienstpflicht“ innerhalb der Kriegsökonomie Frauen in immer stärkerem Ausmaß in uniformierte Bereiche (Reichsbahn, Reichspost, Wehrmacht usw.) vordringen.⁵⁶ Andererseits ist das Schiffchen als Teil der militärischen Uniform kein Bestandteil der (weiblichen wie männlichen) Zivilkleidung. Die Maskerade paßt weder zum Typ des „deutschen Mädels aus gutem Hause“ noch zum Typ des „deutschen Soldaten“. Durch dieses eigenartige Arrangement distanzieren sich beide von diesen disziplinären Ansprüchen, indem sie deren Symbole aus dem „normalen“ Zusammenhang reißen – hier durchaus im wörtlichen Sinn: „Nur mei Kappl hots aufgesetzt, jetzt hob i eigentlich nix auf, weu des hots woin.“ (I, 11) – und sich parodistisch aneignen. Gleichzeitig signalisieren Heinrich und Irene durch diese Szenerie vor sich selbst („Du bist mein Mann/Mädchen!“) bzw. vor den real und/oder imaginär anderen („Seht her, er/sie ist mein Mann/Mädchen!“) ihre gegenseitige Verbundenheit. Wir können in diesem Kontext das Schiffchen als symbolische Gegen-Gabe für Irenes Hin-Gabe deuten; die sich in dieser Geste objektivierende Logik folgt dem Prinzip des reziproken Tausches in traditionellen Gesellschaften.⁵⁷ Darüberhinaus kontrastiert Heinrichs Outfit mit Irenes adrettem Auftreten; er posiert vor der Kamera nicht in seiner schmucken Ausgehuniform, sondern trifft sich mit der „Tochter aus gutem Hause“ in seiner – am Fehlen jeglicher militärischer Abzeichen und an den

56 Vgl. Karin Berger, *Zwischen Eintopf und Fließband. Frauenarbeit und Frauenbild im Faschismus. Österreich 1938–1945*, Wien 1984, 55 ff.

57 Vgl. Marcel Mauss, *Die Gabe. Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften*, in: ders., *Soziologie und Anthropologie*, Frankfurt am Main 1989, 11–148.

Knieapplikationen erkennbaren – Arbeitskluft, dem „Blauzeug“. In diesem „zivilen“ Erscheinungsbild des (militärischen) Handwerkers äußert sich sowohl seine Distanz zum Typ des „strammen Soldaten“ als auch seine Opposition zu den Disziplinierungsansprüchen von Irenes Herkunftsmilieu. Heinrichs triumphierende Körperhaltung – sein zufriedenes Lächeln, der um Irenes Schulter gelegte rechte Arm, der lässig am Oberschenkel abgestützte linke Arm – unterstreichen seinen erfolgreich realisierten „Eigen-Sinn“. Die Pragmatik von Erinnerungsfotos impliziert, daß man nicht vor irgendeinem Hintergrund, sondern vor einer sinn-vollen Kulisse posiert. Die einem Park ähnelnde Bildkulisse – die verfallene Mauer, die mächtigen Laubbäume, die Staubstraße – drückt die gegenseitige Verbundenheit aus und verstärkt die Entrückung aus dem alltäglichen Kontext: An einem Ort der Abgeschiedenheit kann man es sich schon einmal erlauben, die als bedrückend empfundenen Wertmaßstäbe der „Vorgesetzten“ (der Eltern bzw. der Kommandanten) durch karnevaleske Praktiken zu karikieren.

Annäherung III: Heinrich und Hans



„Oktober 1944 in der Slowakei mit Hofmann Hans, Linz“

Das Foto, das im Oktober 1944 in der Slowakei – genauer: in Kremnica/Kremnitz – unter der Regie eines professionellen Fotografen im Atelier entstanden ist, zeigt

Heinrich zusammen mit seinem „Kameraden“ Hans. Die beiden lassen sich – zum Zweck des Fotografierens einen Bart wachsen, um als spezifischer Soldaten-Typ, nämlich als „Kämpfer“ (I, 12) zu posieren. Die während der NS-Herrschaft produzierten Symbolwelten bieten jungen Männern zahlreiche Identifikationsangebote als „Kämpfer“; „kämpferisch“ gilt als eines der höchsten Attribute für den „nordischen, soldatisch lebenden Menschen“.⁵⁸ Obwohl diese im Kontext der Militarisierung der Lebenswelten während des Ersten Weltkriegs entstandene Figur⁵⁹ – wie Klaus Theweleit bemerkt hat – nicht mehr einem real existierenden Soldaten-Typ entspricht, sondern eine allgemeine Utopie darstellt,⁶⁰ bildet sie ein zentrales, durch soziale Praktiken reproduziertes Element des symbolischen Repertoire des NS-Systems.

Heinrich und Hans beziehen sich mit ihrer Fotoinszenierung auf dieses Konstrukt; doch sie eignen es sich auf „eigen-sinnige“ Weise an: Das „Kämpfer“-Foto gerinnt zur Parodie. Während Hans den „Kämpfer“-Typ relativ überzeugend mimt, verrät Heinrichs Pose den anti-„kämpferischen“ Habitus. Die etwas schlampig getragene, zerknüllte und schief sitzende Militärkappe paßt nicht zum Outfit eines vorbildlich adjustierten Soldaten. Sein jugendlicher, fast kindlicher Blick – die weit geöffneten Augen und die hochgezogenen Augenbrauen – produziert ebenso wie sein spärlicher Bartwuchs einen Kontrast zum männlichen Typ des „Kämpfers“. Die aufgekrepelten Hemdsärmel signalisieren Lässigkeit, Lockerheit, Undiszipliniertheit usw. Die aufrechte „Habt-acht“-Kopfhaltung und die Pfeife als „männliches“ Attribut erscheinen vor diesem Hintergrund als Requisiten einer (gescheiterten) Maskerade.

Daß Heinrich neben dem Hoheitszeichen auf der rechten Brustseite und dem Obergefreiten-Rangabzeichen auf dem linken Oberarm auch seine Auszeichnungen – das „Kriegsverdienstkreuz“ und die Medaille „Winterschlacht im Osten“ – auf seinem Feldhemd präsentiert, kann als besonders sinn-trächtiges Signal an die imaginären Bildbetrachter gedeutet werden. Militärische Auszeichnungen besitzen eine ausgeprägte Verweis-Funktion auf soldatische Leistungen; sie bezeichnen die „Ehre“, das „Ansehen“, die „Geltung“ usw. ihres Trägers. Doch mit den Orden, die Heinrich und Hans auf der Brust tragen, kann man wohl im Kreis der Kameraden nicht protzen; das „Kriegsverdienstkreuz“ rangiert in der Bedeutungs-Hierarchie

58 Vgl. Karl-Heinz Brackmann u. Renate Birkenhauer, NS-Deutsch. „Selbstverständliche“ Begriffe und Schlagwörter aus der Zeit des Nationalsozialismus, Straelen am Niederrhein 1988, 109.

59 Vgl. Holger M. Klein, Literarische Reaktionen auf den ersten Weltkrieg, in: Propyläen Geschichte der Literatur, Bd. 6, Frankfurt am Main u. a. 1988, 37–53.

60 Vgl. Theweleit, Männerphantasien, wie Anm. 50, 206.

unter dem „Eisernen Kreuz“⁶¹, und die – auch von Heinrich verwendete – Bezeichnung „Gefrierfleischorden“ (A, 10) verweist als einer von 32 Spottnamen auf den geringen Symbolwert des „Winterkampfgedenkzeichens“⁶². Eher schon konnte man damit Zivilisten, denen die Logik der Abzeichen-Hierarchie nicht besonders vertraut war, beeindrucken. Eine Auszeichnung fehlt jedoch an Heinrichs Brust: das „Kraftfahrbewährungsabzeichen in Gold“, das er 1943 verliehen bekommen hat; es paßt offenbar nicht in das Bild, das Heinrich von sich vermitteln möchte. Heinrich möchte sich auf dem Foto nicht als Fahrzeuglenker und -mechaniker präsentieren, sondern schlüpft in das Kostüm des draufgängerischen Frontsoldaten; doch die Maske paßt nicht perfekt: Die Inszenierung gerinnt durch die Verwendung widersprüchliche Zeichen (Kappe, Bart, Blick usw.) zu einer – zusätzlich durch den monochromen, surrealistischen Hintergrund des Ateliers verstärkten – Parodie auf den Typ des „deutschen Soldaten“. Heinrich signalisiert vielmehr in zahlreichen Äußerungen seine Distanz zum parodierten „Kämpfer“-Typ: wenn er im Kontext des Fotos „Tote russische Soldaten im Schützenloch“ die deutschen Luftminen als „scheußliche Woffn“ qualifiziert (I, 8); wenn er sich von den „Vergeltungsaktionen“ der Wehrmacht für Partisanenüberfälle an Zivilisten distanziert (I, 9); wenn er die Praxis deutscher Soldaten, Kriegsgefangene „aus Leidenschaft“ abzuknallen, als „Greuelthaten“ bewertet (I, 8).

Als primärer Adressatenkreis des Fotos erscheint Heinrichs Familie – was auch in der rückseitigen Widmung seinen Niederschlag findet: „Zur bleibenden Erinnerung an die Slowakei, euer Sohn Heini. Kremnitz 15.X.1944.“ Damit produziert Heinrich einen eigenartigen Kontrast: Einerseits präsentiert er sich gegenüber seinen Eltern als „Kämpfer“; andererseits deutet die Koseform seines Vornamens auf eine starke emotionale Bindung des mittlerweile Vierundzwanzigjährigen an seine Eltern hin. Heinrich fühlt sich (noch) nicht primär als Erwachsener, sondern (noch) als seinen Eltern verpflichteter Sohn. Die durch den Militärdienst bewirkte räumliche Ferne rückt ihn aus dem familiären Kontext und beeinflusst den Verlauf seiner Adoleszenz; der Emanzipationsprozeß des Sohnes vom elterlichen Erziehungsanspruch wird dadurch auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben.⁶³ Doch Heinrich findet Ersatz: Irenes Vater übernimmt für einige Zeit die Funktion eines „Reibebaums“ in seiner Adoleszenzentwicklung. Und auch die Inszenierung

61 Vgl. Brackmann u. Birkenhauer, NS-Deutsch, wie Anm. 58, 116.

62 Ebd., 61.

63 Adoleszenz als Phase der Ablösung vom elterlichen Autoritätsanspruch und der Ausbildung einer autonomen Persönlichkeit werden hier nicht als anthropologische Konstanten, sondern als Ergebnis einer historischen Entwicklung innerhalb des „European Marriage Pattern“ verstanden. Vgl. Michael Mitterauer, Sozialgeschichte der Jugend, Frankfurt am Main 1986, 15 ff.

des „Kämpfer“-Bildes kann in diesem Kontext als symbolische Geste für eine real kaum mögliche Emanzipation von den Eltern gelesen werden; die latente Botschaft könnte lauten: „Seht her, euer Sohn hat sich während seiner langen Abwesenheit vom Elternhaus zu einem eigen-ständigen Mann entwickelt!“

Daß Heinrich nicht alleine, sondern gemeinsam mit Hans posiert, verweist auf die Bedeutung seiner „Kameraden“. Heinrich expliziert diese Sinnstruktur anhand eines Fotos mit dem bedeutungsvollen Titel „Wir 1943 in Frankstadt“ in Form einer elaborierten, mit den Mitteln der direkten Rede, des imitierenden Sprechens und des historischen Präsens ausgestatteten Geschichte: Während seiner Stationierung im „Protectorat Böhmen und Mähren“ 1944 erfährt Heinrich durch tschechische Zivilisten vom Attentat auf den „Führer“. Aus Angst vor dem drohenden Chaos und der tschechischen Lynchjustiz bereiten er und zwei seiner „Kameraden“ die Flucht auf „österreichisches Gebiet“ vor. Ein aufgetankter Schützenpanzerwagen steht schon bereit – doch die Nachricht stellt sich als „Bluff“ heraus: „Unser ganza Plan doda zum Hoamfoan wo daunn wieder Essig“ (I, 12). Diese Geschichte gestattet uns, gleichsam wie durch ein Mikroskop einen genaueren Blick auf Heinrichs Sinnstrukturen zu werfen: Erstens manifestiert sich hier die Funktion von Heinrichs tendenziell gleichgesinnten „Kameraden“: Sie eröffnen ihm durch ihre Loyalität die Möglichkeit, innerhalb des Militärapparats seinen „Eigen-Sinn“ zu realisieren. Zweitens expliziert Heinrich sein Selbstbild: Er sieht sich als listiger Akteur, der die „anderen“ durch „eigen-sinnige“ Praktiken austrickst („auf zack sein“). Drittens zeigt sich in dieser Erzählung die Vermittlungsfunktion des „Hitler-Mythos“⁶⁴, der „zwischen dem Bedürfnis nach Erhebung, Sicherheit und Zukunftsperspektive einerseits und dem desillusionierenden Alltag des Dritten Reiches andererseits“ einen symbolischen Ausgleich konstituiert.⁶⁵ Die latente Botschaft aus der Sicht des LKW-Lenkers Heinrich könnte lauten: „Da der Führer, der den wankenden Wagen bis jetzt so recht und schlecht gelenkt hat, nun nicht mehr existiert, droht das Fahrzeug zu kippen; keine Macht – auch nicht das Militär – kann das nun drohende Chaos abwenden.“ Schließlich verweist der Plan, „österreichisches Territorium“ zu erreichen, auf Heinrichs „altösterreichische“ Sinnstruktur, die sich auch in seinem sehr positiv gezeichneten „Slowaken“-Bild manifestiert: „Vielleicht verband uns im Unterbewußtsein noch die Gemeinsamkeit der alten Monarchie.“ (A, 18)

64 Vgl. Ian Kershaw, *Der Hitler-Mythos. Volksmeinung und Propaganda im Dritten Reich*, Stuttgart 1980.

65 Vgl. Detlev Peukert, *Volksgenossen und Gemeinschaftsfremde. Anpassung, Ausmerze und Aufbegehren unter dem Nationalsozialismus*, Köln 1982, 84 ff.

Ein vorläufiges Resümee: Der Fall „Heinrich“

Die im folgenden generierte Fallstrukturhypothese unterliegt einer doppelten Beschränkung: Einerseits ist es im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich gewesen, die relevanten Sozialisationsmilieus von Heinrichs Kindheits- und Jugendphase – das familiäre, das dörfliche⁶⁶, das schulische, das betriebliche und das militärische – zu analysieren;⁶⁷ die folgenden Bemerkungen bleiben auf seine Kriegs-Erfahrungen im Rahmen des deutschen Militärapparats zwischen 1940 und 1945 beschränkt. Andererseits hätte es die Sequenzanalyse zusätzlicher visueller, schriftlicher, mündlicher usw. „Texte“ aus Heinrichs Aufzeichnungen möglicherweise gestattet, die „Grenzen der Interpretation“ enger zu ziehen; ich habe mich hier – nicht zuletzt um den vorgegebenen Rahmen nicht zu sprengen – auf die Interpretation von drei aus unterschiedlichen Kontexten stammenden Kriegs-Bildern beschränkt. Dennoch erhebt das folgende (vorläufige) Resümee den Anspruch, über den Fall „Heinrich“ hinaus zentrale Dimensionen der Sinnstrukturen jugendlicher Dorfbewohner im Kontext des deutschen Militärapparats zwischen 1939 und 1945 zu erfassen.⁶⁸

Heinrichs Kriegserfahrungen bewegen sich in einem – um mit E. P. Thompson zu sprechen – „Field Of Force“⁶⁹, in dem sich die als widersprüchlich erlebten Spannungen gleichsam als Linien eines magnetischen Feldes erstrecken: Ziviles vs. Militärisches, Hinterland vs. Front, Mensch vs. Maschine, Männliches vs. Weibliches, „Kameraden“ vs. Vorgesetzte, „Altösterreichisches“ vs. „Deutsches“, Autonomie vs. Sicherheit, „Eigen-Sinn“ vs. Autorität, Faszination vs. Angst, „Mensch“ vs. „Feind“ usw.; die Pole dieses Kräftefeldes bilden die lebensweltlichen Kategorien des „Eigenen“ und des „Fremden“. Heinrich kann sich diesen Spannungen nicht entziehen, denn er ist als Akteur in dieses Feld der Widersprüche permanent ver-

66 Zum Überblick vgl. Ernst Langthaler, Thesen zur Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus am Beispiel Frankenfels 1932–1956, in: Mitteilungen des Instituts für Wissenschaft und Kunst 46 (1991) H. 4, 22–38; ders., Die „braune Flut“ im „schwarzen Land“? Zur Struktur der NSDAP-Wählerschaft in Niederösterreich 1932, in: Unsere Heimat 65 (1994), 13–41; ders., Normalität, wie Anm. 37, 192 ff.

67 Als Ansatz in diese Richtung vgl. Bernhard Hauptert u. Franz Josef Schäfer, Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz. Biographische Rekonstruktion als Alltagsgeschichte des Faschismus, Frankfurt am Main 1991, 258 ff.; Bernhard Hauptert, Objektiv-hermeneutische Fotoanalyse am Beispiel von Soldatenfotos aus dem Zweiten Weltkrieg, in: Garz u. Kraimer, Welt als Text, wie Anm. 23, 281–314.

68 Vgl. Hauptert u. Schäfer, Jugend zwischen Kreuz und Hakenkreuz, wie Anm. 67, 250 ff.

69 Vgl. Dieter Groh, Einleitung, in: Edward P. Thompson, Plebeische Kultur und moralische Ökonomie. Aufsätze zur englischen Sozialgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Frankfurt am Main u. a. 1980, 5–28, hier 21.

strickt. Indem sich Heinrich diese Widersprüche durch seine Praktiken aneignet,⁷⁰ generiert er „Identität“ – hier verstanden als Sinnstruktur, „die Orientierungshilfen anbietet, indem sie die Kategorien des Eigenen und des Fremden in ein Verhältnis zueinander bringt.“⁷¹ Als Heinrich mit 20 Jahren in deutscher Uniform in die „Fremde“ geschickt wird, befindet er sich (noch) in der Adoleszenz – einer „Lebensphase, in welcher sowohl die Faszination als auch die Angst vor dem Fremden (...) ihre stärksten Auswirkungen zeitigt.“⁷² Im touristisch verklärten Blick auf die fremde Landschaft, in den Schnappschüssen von Bauwerken, Trachten und sonstigen „interessanten“ Motiven, in der als herzlich dargestellten Gastfreundschaft von slowakischen Familien usw. zeigt sich Heinrich vom „Fremden“ fasziniert. Doch die Zeichen der Angst („Schlitzaugen“, „Andersartigkeit“, „gewisser Einschlag“ usw.) markieren jene Grenze, an der die Faszination des „Fremden“ endet; Heinrichs Ängste manifestieren sich in verschiedenen Situationen: die Angst vor tschechischer Lynchjustiz nach dem „Führer“-Attentat, die Angst vor den gegnerischen Geschoßen während des Fliegerangriffs, die Angst vor versprengten gegnerischen Kavallerieeinheiten usw. In dieser ambivalenten – einerseits reizvollen, andererseits bedrohlichen – Konstellation stellt Heinrich Identität her, indem er das „Eigene“ in das „Fremde“ integriert.

Eines der wichtigsten Kapitalien stellt dabei „sein“ – mit menschlichen Eigenschaften imaginerter – Wagen dar, der eine doppelte Funktion übernimmt. Er sichert einerseits sein reales Überleben, indem er ihm auf dreifache Weise Schutz vor den alltäglichen Gefahren bietet: Schutz vor versprengten gegnerischen Truppen durch Mobilität, Schutz vor gegnerischen Geschoßen durch Materialität, und Schutz vor dem Fronteinsatz durch „Unabkömmlichkeit“. Er sichert andererseits sein imaginäres Überleben, indem er Anknüpfungspunkte für lebensweltliche Logiken eröffnet: die „komplett ausgerüstete“ Mechanikerwerkstätte als Objekt des „Handwerkerstolzes“, „deutsche Qualitätsarbeit“ als Objekt des Distinktionsbedürfnisses, die Maschine zur „Herrschaft über Zeit und Raum“ als Objekt der Technikbegeisterung usw. Sein Geschlecht setzt ihn in eine Relation zum „anderen“ Geschlecht, das für ihn als ästhetisch definierter Typ des „Mädchens“ figuriert. Mit der potentiellen und/oder realen Geliebten/Sexualpartnerin imaginiert Heinrich die Vision eines „zivilen“ Lebens in Geborgenheit – wenn auch nur in der „Gunst des Augenblicks“. Heinrichs Selbstverständnis als listiger, improvisationsfreudi-

70 Zum Konzept der „Aneignung“ vgl. Lüdtko, Alltagsgeschichte, wie Anm. 22, 104 ff.

71 Mario Erdheim, Das Eigene und das Fremde. Über ethnische Identität, in: Psyche 46 (1992), 730–744, hier 730.

72 Ebd. 742.

ger, talentierter Akteur stattet ihn mit jenem Kapital aus, das er zur Realisierung seines „Eigen-Sinns“ gegenüber Autoritäten benötigt: einerseits gegen den vom Militärapparat verordneten Typ des „strammen, kampffreudigen, deutschen Soldaten“; andererseits gegen die restriktiven Erziehungsansprüche des als Ersatz-„Reibebaum“ für seinen räumlich entrückten Vater figurierenden „Mädchen“-Vaters. Die Verstrickung Heinrichs mit seiner Militäreinheit stellt ein Kapital dar, dessen Wert je nach Situation variiert: Einmal bietet die eigene Truppe Sicherheit (Verpflegung, Schutz vor gegnerischen Angriffen, ärztliche Versorgung usw.); ein andermal richtet sie ihren Disziplinierungsanspruch an den „Soldaten, der keiner sein will“. Heinrichs Beziehungen zu tendenziell gleichgesinnten „Kameraden“ hingegen ermöglichen ihm die partielle Realisierung seines „Eigen-Sinns“: „Durchkommen“, „ziviles“ Leben, „Von-heute-auf-morgen“-Logik usw. Sein Bildungskapital als qualifizierter Automechaniker kommt Heinrich dabei insofern zugute, als er durch die damit verbundene Funktion – er ist Angehöriger des Instandsetzungstrupps seiner Kompanie – zivile Freiräume innerhalb des militärischen Kontexts nützen kann.

Doch indem Heinrich dem engmaschigen Netz des Militärapparats zu entkommen sucht, knüpft er es gleichzeitig an anderer Stelle neu. Heinrichs Praktiken, durch die er sich das „Fremde“ auf spezifische Weise aneignet, erzeugen nicht nur („von innen“ gesehen) Identität, sondern re-generieren gleichzeitig („von außen“ gesehen) Strukturen.⁷³ Heinrich stellt sich in seinen Äußerungen als Gegen-Bild des „strammen, kampffreudigen, deutschen Soldaten“ dar; seine „eigen-sinnigen“ Praktiken des „Durchkommens“ stärken ihn jedoch in allen Widrigkeiten des Alltags und re-generieren die strukturellen Gegebenheiten des militärischen Milieus. Seine „komplett ausgerüstete“ Werkstatt bietet jenes Kapital, das dem „Servicemann“ die Revitalisierung beschädigter Kriegsmaschinen für den Kampfeinsatz ermöglicht. Die „Von-heute-auf-morgen“-Logik verstärkt durch die permanent genährte Hoffnung auf „zivilere“ Zeiten die Bereitschaft, durch bedrohlich empfundene Situationen „durchzutauchen“, an „seinem Platz“ zu bleiben, „durchzuhalten“. Selbst in seinen Desertionsplänen nach dem Attentat auf den „Führer“ äußert sich die stabilisierende Disziplinierungsfunktion des „Hitler-Mythos“. Heinrich will kein „Soldat“ sein; er kann sich jedoch letztlich aus seiner Verstrickung in den Militärapparat nicht lösen: Auch – oder besser: besonders – durch sein imaginäres und/oder reales Nicht-„Soldat“-Sein wird er zum „Mechaniker-Soldaten“.

73 Vgl. Jürgen Habermas, *Theorie des kommunikativen Handelns*, Bd. 2, Frankfurt am Main 1981, 212 ff.